

Pfarrerin Monika Renninger
Sonntag Rogate, 09.05.21, Hospitalkirche
Predigttext: Jesus Sirach 35,16-22

Es wird nicht wieder werden, wie es einmal war.
Eine nüchterne, oft auch bittere Erkenntnis in dieser Corona-Zeit.
Am Anfang, im Schock der ersten Ausbreitung des Virus, hieß es noch: „Wir machen das dann später“ oder „Wir verschieben das um ein paar Monate“ oder „Wir holen das bald nach“. Doch das Verschieben und Vertrösten hat an Kraft und an Zuversicht verloren, ermüdet an der Realität einer Pandemie.

Aber was tröstet dann noch?

Es wird nicht wieder werden, wie es einmal war.
Bei manchem wird man sagen: zum Glück. Der besinnungslose Konsum unterbrochen. Die verrückten Flugreisen zu 2-Stunden-Sitzungen gestrichen. Das Immer-Auf-Achse-Sein für einen Moment gestoppt. Das Immer-Weiter und Immer-Mehr ging eine für eine Zeitlang nicht.
Bei anderem aber ist das Bedauern und das Gefühl des Unwiederbringlichen übergroß: unbeschwerte Kindertage, überschäumende Lebenslust bei Jugendlichen und jungen Leuten, alle Erfahrungen, die sie im sozialen Miteinander machen können und müssen, das lässt sich nicht nachholen. Familienleben, Feste, Jubiläen, Abschiede und Anfänge, alles gedämpft und reduziert. Oder gar Krankheit oder gar Tod von vertrauten Menschen so nahe gerückt.

Was bringt uns aus sorgenvoller Starre wieder in Bewegung?

Es wird nicht wieder werden, wie es einmal war.
Das ist auch die Erfahrung, aus der die Bibel entstanden ist. Die Bücher des Alten Testaments, die Heiligen Schriften des Volkes Israel, wurden geschrieben und gesammelt nach dem tiefen Einschnitt des Exils und der Zerstörung der Gottesstadt Jerusalem. Die Bücher des Neuen Testaments wurden geschrieben und gesammelt nach dem tiefen Einschnitt von Tod und Auferstehung Christi und dem Ende ihrer Hoffnung auf das jetzt anbrechende Reich Gottes. Menschen suchten Antworten, um Gott und sich selbst zu verstehen. Sie schrieben auf, woran sie glaubten, trugen zusammen, was ihnen Trost und Halt gab. Wodurch sie Gottes Geist erfuhren, was ihren Glauben durch die Zeit trug. Auch durch die langen Zeiten, in denen Erwartungen sich nicht erfüllten und Hoffnungen enttäuscht blieben.

„Sage nicht: Der Herr sieht nach mir nicht; wer fragt im Himmel nach mir? Unter dem großen Haufen bemerkt er mich nicht; und was bin ich gegen die ganze große Welt?... Was soll da einer noch hoffen...? (Jesus Sirach 16,15.16.21)

Dieser Aufschrei ist etwa 2.200 Jahre alt und aufgeschrieben im Buch Jesus Sirach. Das ist ein biblisches Buch, von dem sehr selten zu hören ist. Das hat mit einer etwas verworrenen Entstehungsgeschichte zu tun, die am Ende dazu führte, dass dieses Buch zu den Apokryphen, den außerbiblischen Büchern gezählt wurde, die, so Martin Luther, der Heiligen Schrift nicht gleichzuhalten, aber gut und nützlich zu lesen seien. Es entstand etwa 200 Jahre v.Chr. im griechischsprachigen Alexandria in Ägypten. Dort gab es eine große jüdische Gemeinde, die sich in der prägenden hellenistischen Kultur beheimaten musste. Der Verfasser Jehoschua ben Sira wollte – in der griechischen Landessprache – seinen Zeitgenossen die jüdischen Schriften und die jüdische Glaubenspraxis nahebringen. Es war ein Versuch, das, was in den Heiligen Schriften aufgeschrieben war, in zeitgenössisches Denken - und das war die hellenistische Kultur und Philosophie - zu übersetzen. Vielleicht kann man sagen: Das Buch Jesus Sirach ist ein Zeugnis interkulturellen Lebens und

religiösen Denkens in einer multireligiösen Umwelt, eine Brücke zwischen Weisheitslehre, biblischer Tradition und zeitgenössischen Auffassungen. Herausgekommen ist eine Sammlung an Sentenzen, Spruchweisheiten, Hymnen, in lyrische Formen gegossene Ausführungen, so ähnlich wie das Buch der Sprüche Salomo. Sein Enkel, so im Vorwort zum Buch, hat diese Sammlung im Jahr 133 v.Chr. ins Hebräische übersetzt.

Die Botschaft von Jesus Sirach ist: Orientiert euch an den Überlieferungen der Väter und Mütter – sie geben Aufschluss über den Kosmos und seine Ordnungen. Die Weisheit ist im Wesen Gottes, der die Welt geschaffen und die Menschen mit Verstand und Kraft begabt hat. Das ist aufgeschrieben in der Tora und den Propheten. Deshalb: Was immer ihr tut, vertraut auf Gottes Da-Sein für seine Geschöpfe:

„Darum hat Gott Geduld mit den Menschen und schüttet seine Barmherzigkeit über sie aus. Er sieht und weiß, wie bitter ihr Ende ist, darum erbarmt er sich umso herzlicher über sie. Die Barmherzigkeit eines Menschen gilt allein seinem Nächsten, aber Gottes Barmherzigkeit gilt der ganzen Welt.“ (Jesus Sirach, 18,9-12)

Jesus Sirach ist ein Trost- und Hoffnungsbuch in gewiss auch ungetrösteten Zeiten, unerklärlichen Schicksalen, verwirrenden Entwicklungen.

Es ist meine ich ganz im Sinne des Verfassers, seine Gedanken zu einem zeitgenössischen Buch aus unseren Tagen in Beziehung zu setzen, das den Titel: „Trost. Briefe an Max“ (2021) trägt. In diesem Briefroman entwickelt die Philosophin und Schriftstellerin Thea Dorn, deren Essays und Kommentare zu aktuellen politischen und kulturellen Entwicklungen in vielen Zeitungen zu lesen sind, ein Gespräch über das Thema: Was tröstet angesichts des Todes und seiner Unentrinnbarkeit?

Ihre Hauptfigur Johanna verzweifelt am Tod ihrer Mutter. Diese stirbt an Covid 19, sie kann sie unter den aktuellen Umständen nicht begleiten und erlebt alle Hygienemaßnahmen, Abstandsregeln und damit verbundenen Verbote als unmenschlich und würdelos. Sarkastisch, bitter, mit dem Blick für das Absurde und mit scharfen Worten schreibt sie ihre Wut heraus, in Briefen an ihren alten Philosophie-Dozenten Max. Dieser sitzt zurückgezogen auf der Insel Patmos – wie einst der Seher Johannes, dem das Buch der Offenbarung zugeschrieben wird – und antwortet auf ihre Briefe mit lakonischen Postkarten, die sie immer wieder unterbrechen in ihrem Wüten und in ihrer heftige Auseinandersetzung mit philosophischen Gedanken, die sich ihr als unschlüssig erweisen.

Legt man die Postkarten-Sätze nebeneinander, ergibt sich so etwas wie ein Leitfaden durch das Gespräch der beiden:

„Wie geht es dir, liebe Freundin?

Bist du bei Trost?

Meinst du nicht, du nimmst mit Deinem Evangelium der Trostlosigkeit das Leben etwas zu leicht?

Jetzt wiederum fürchte ich: Nimmst Du das Leben nicht etwas zu schwer?

Gibt es nicht auch eine Bescheidenheit im Schmerz?

Jetzt musst du nur noch wagen zu springen.“

Er unterschreibt stets mit „Dein alter Freund“, und so nimmt Johanna ihn auch wahr, selbst in ihrem Wüten gegen ihn und gegen seine Postkarten-stoische Gelassenheit.

Johannas Denken kreist um die Frage: Sollen wir den Tod wirklich hinnehmen? Oder doch verbissen gegen ihn ankämpfen, wie es in unserer hochtechnisierten und erforschten Welt mit allen Mitteln geschieht? Johanna empfindet die scharfen Maßnahmen der Pandemiebekämpfung als Ausdruck dieser Haltung, die sich verbiegen kann bis hinein in die Missachtung dessen, was der Mensch zum Leben braucht: Nähe, Wärme, Zuwendung. Sie hätte ihrer lebensfrohen Mutter am Sterbebett die Runde der Freunde gewünscht, die Musik, den Genuss, all das, was das Leben selbst zum Fest macht, die Umarmungen, das

zusammen Lachen und Weinen. Und muss stattdessen sterile Leichensäcke und die Leere aushalten.

In der Auseinandersetzung mit ihrem Philosophenfreund Max buchstabiert sie die stoische Haltung des Hinnehmens und Relativierens durch. Wie kann man etwas gleichzeitig lieben, das Leben nämlich, und es zugleich achselzuckend für entbehrlich halten? In ihren Worten:

„Vielleicht muss man Stoizismus als Lehrgang in schrittweiser Kapitulation betrachten....

Wenn dir die Liebsten abhandenkommen: nicht so schlimm, du hast deine gemeinsame Zeit mit ihnen gehabt....

Wenn dich Krankheiten erwischen: ertragen, letztlich kommt es ohnehin nur auf deinen Geist und deine Seele an.

Wenn der Tod bei dir vor der Tür steht: aufmachen, danach ist endlich Ruhe.

Ein ziemlich beunruhigender Verdacht kriecht in mir herauf. Was, wenn es für das, was ich eben als ‚Lehrgang in schrittweiser Kapitulation‘ bezeichnet habe, in Wahrheit ein viel einfacheres Wort gäbe: ‚Leben‘? Was, wenn wir uns vernünftigerweise alle damit abfinden müssten, dass wir unser Leben nur in eine Richtung leben, und dass diese eine Richtung bedeutet, dass es nach einer kurzen Phase des Wachstums und einer überschaubaren Blütezeit ums Weniger-Werden, Schrumpfen, Verlieren geht? Was, wenn das kapitalistische Ideal des ‚Mehr und Mehr‘, das wir umstandslos auf unser Leben übertragen haben, dazu führen würde, dass wir den Kern des Lebens ‚mehr und mehr‘ verkennen?...“

Sie findet schließlich Orientierung und Trost nicht im abgeklärtem Stoizismus, sondern in der Aufforderung, Hinnehmen und Kämpfen unterscheiden zu können – und zitiert dafür das sogenannte „Gelassenheitsgebet“ – ohne dabei „verzweiflungschristlich“, wie sie sagt, sein zu wollen:

„Herr, gib mir die Gelassenheit,
Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann,
Den Mut,
Dinge zu ändern, die ich ändern kann,
Die Weisheit,
das eine vom anderen zu unterscheiden.“

Die Urheberschaft dieses Gebetes ist sehr umstritten. Mal wird es Friedrich Christoph Oetinger, einem Theologen des 18.Jh. zugeschrieben, mal dem US-amerikanischen Theologen Reinhold Niebuhr in den Jahren des 2. Weltkrieges. Deutlich ist: Es schöpft aus der philosophischen Tradition des Stoizismus ebenso wie aus der jüdischen Auffassung, dass das Menschengeschöpf zur Mitgestaltung der Welt gerufen ist und der christlichen Aufforderung zur tätigen Nächstenliebe.

Die Johanna im Roman aktualisiert es für sich so:

„Welt, gib uns die technologisch-medizinischen Mittel,
gegen Krankheit und Tod zu kämpfen.

Die Seelengröße,

Krankheit und Tod hinzunehmen,

Und die Weisheit zu erkennen,

Wann es zu kämpfen, wann es hinzunehmen gilt.“

So schafft sie den Sprung – hingeleitet im Gespräch mit ihrem Philosophenfreund Max - in ein Verstehen hinein, in dem sie ihr beharrliches Hinterfragen nicht aufgibt, sondern die Kunst und die Kraft des Unterscheiden-Könnens in den Mittelpunkt rückt. Noch einmal in der Stimme der Roman-Johanna:

„Unsere ideellen Widerstandskräfte sind verkümmert, weil wir nur noch auf uns selbst starren. Wer ewig an sich selbst genug hat, schwingt sich nicht ins Ideelle auf. Statt uns immer verzweifelter, immer engstirniger selbst zu bespiegeln, müssten wir wieder lernen, von

uns abzusehen, und uns hinzugeben, uns zu verschenken, uns an etwas zu verlieren, das größer ist wir selbst – wichtiger als wir selbst.
 Herr, gib mir den Stolz,
 mich selbst unendlich wichtig zu nehmen,
 Die Bescheidenheit,
 mich selbst für unendlich unwichtig zu halten,
 Und die Weisheit,
 die rechte Zeit für beides zu erkennen.“

Dieses Unterscheiden-Können in der Gleichzeitigkeit beider Haltungen von Annehmen und Kämpfen ist für sie Trost im untröstlichen Sterben-Müssen. Der Roman endet auf dem Schlusston: „Trost ist die wundersame Fähigkeit, alles, was man ist und was man hat, aus vollem Herzen zu lieben – und es freimütig ziehen lassen, wenn es davonziehen will.“

Das Buch Jesus Sirach scheut sich ebenso wenig wie der Johanna-Roman, vom Ungetröstet-Sein zu sprechen. Aber es lenkt in dieser nüchternen, vielleicht auch ernüchterten Wahrnehmung doch den Blick und die Hoffnung darauf, dass sie bis zu Gott in die Wolken reichen, wenn Menschen in ihrer Trostbedürftigkeit im Gebet zu ihm rufen. Ja, mehr noch: Ihr Gebet dringt durch die Wolken und lässt nicht nach, bis Gott sich ihrer annimmt.

16 Er hilft dem Armen ohne Ansehen der Person und erhört das Gebet der Unterdrückten. 17 Er verachtet das Flehen der Waisen nicht noch die Witwe, wenn sie ihre Klage erhebt. 18 Laufen ihr nicht die Tränen die Wangen hinunter, 19 und richtet sich ihr Schreien nicht gegen den, der die Tränen fließen lässt? 20 Wer Gott dient, den nimmt er mit Wohlgefallen an, und sein Gebet reicht bis in die Wolken. 21 Das Gebet eines Demütigen dringt durch die Wolken, doch bis es dort ist, bleibt er ohne Trost. Er lässt nicht nach, bis der Höchste sich seiner annimmt 22 und den Gerechten ihr Recht zuspricht und Gericht hält. (Jesus Sirach 35,16-22)

Es wird nicht wieder werden, wie es war. Ja, das stimmt.
 Der Glaube fügt trotzig und getröstet hinzu: Aber Gott nimmt sich auch dann unserer an.
 Amen.